

Institutionelle Macht

Genese – Verstetigung – Verlust

Im Auftrag des Sonderforschungsbereichs 537
herausgegeben von

André Brodocz, Christoph Oliver Mayer,
Rene Pfeilschifter und Beatrix Weber

2005

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

SPIELARTEN DER MACHT

Augustus und die Begründung einer neuen Herrschaftsform*

RENE PFEILSCHIFTER

Sucht man in der Antike nach Beispielen für Verschleierung von Macht, so landet man schnell bei Augustus. Er war der letzte in einer Reihe von Soldatenführern, die zertrümmerten, was im ersten Jahrhundert v. Chr. von der republikanischen Ordnung Roms übriggeblieben war. Aber anders als Marius, Sulla, Pompeius, Caesar und Marcus Antonius vermochte Augustus seine unumschränkte Gewalt auf Dauer zu verankern und eine neue Regierungsform zu begründen: den Prinzipat. Denn er gab sich als Bürger, als mächtigster zwar, aber dennoch als einer unter anderen. Jederzeit konnte er die Legionen herbeizitieren, um seinen Willen durchzusetzen, doch dadurch, dass er das nicht betonte, brauchte er es auch nie zu tun. Jeder wusste, dass Augustus mehr war als der wichtigste Senator, aber man war dankbar, dass er es einen nicht fühlen ließ. So akzeptierten nicht nur Soldaten, Volk und Provinzen seine Herrschaft, sondern im Laufe der Zeit auch diejenige Schicht, aus der allein Konkurrenten um die Macht erwachsen konnten: die Senatsaristokratie. Die aus Blut, Gewalt und Unrecht geborene Allmacht wurde als legitim empfunden. Augustus vermochte diese Allmacht zu behaupten, nicht indem er sie gänzlich bestritt – das wäre billige Komödie gewesen –, sondern indem er auf ihre volle Umsetzung verzichtete und, vor allem, nicht einmal die Möglichkeit der Umsetzung zur Schau stellte.¹

Diese ständige Zurücknahme forderte vom Princeps eine gewaltige politische und menschliche Anstrengung, die Augustus vielleicht selber für seine größte Leistung hielt. In diesem Sinne lässt sich eventuell die Aufforderung des sterbenden Princeps an seine Freunde deuten, ihm wie einem Schauspie-

* Für Anregungen und Kritik danke ich André Brodocz und Martin Jehne.

1 Nur ein Beispiel: Wenn Augustus auf Reisen war, versuchte er, Abfahrt und Ankunft in Rom oder in anderen Städten nach Möglichkeit in die Abend- oder Nachtstunden zu legen. So ersparte er den Einwohnern und Offiziellen umständliche Begrüßungs- und Abschiedszeremonien, die demonstriert hätten, dass man einen Herrn in seinen Mauern hatte, nicht einen Bürger (Sueton, Augustus 53,2; Cassius Dio, Römische Geschichte LIV 10,4; 25,3f.).

ler zu applaudieren, falls ihnen das Stück seines Lebens gefallen habe.² Die moderne altertumswissenschaftliche Forschung jedenfalls hat Augustus ihren Respekt nicht versagt. Die bewusste Verschleierung seines Erzwingungspotentials gilt als ein Kern seiner politischen Leistung, und es ist dieses überlegte, ja kühle Verhalten, das ihm nicht zu Unrecht das Image eines Meisters der Machtpolitik eingebracht hat.³

Während sich die Alte Geschichte gerade seit den siebziger Jahren wieder stärker mit Augustus beschäftigte, trat, unabhängig davon, der Begriff der Macht in den Mittelpunkt einer bis heute intensiv geführten Diskussion in der Soziologie und vor allem der Politikwissenschaft.⁴ Daraus sei nur ein, für das Thema Augustus meiner Meinung nach besonders interessanter Strang herausgegriffen. Gerhard Göhler hat in mehreren Publikationen des letzten Jahrzehnts zwischen transitiver und intransitiver Macht unterschieden.⁵ Transitive Macht meint dabei den Begriff in seiner alltäglichen Bedeutung: Macht, die ein Akteur gegenüber einem anderen ausübt, um ihn gemäß seinen eigenen Präferenzen handeln zu lassen, oder, in der berühmten Formulierung Max Webers, „jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung

2 Sueton, Augustus 99,1; Cassius Dio, Römische Geschichte LVI 30,4. Dazu Jochen Bleicken: *Augustus. Eine Biographie*. Berlin 1998, S. 663f.

3 Vgl. etwa Christian Meier: *Die Ohnmacht des allmächtigen Dictators Caesar. Drei biographische Skizzen* (Edition Suhrkamp 1038). Frankfurt am Main 1980, S. 272f., 285-287; Bleicken [Fn. 2], S. 373-377, 395-397, 679f.; Dietmar Kienast: *Augustus. Prinzeps und Monarch*. Darmstadt 1999, S. 518-521; Z. Yavetz: The Personality of Augustus: Reflections on Syme's *Roman Revolution*, in: Kurt A. Raaflaub / Mark Toher (Hrsg.): *Between Republic and Empire. Interpretations of Augustus and His Principate*. Berkeley u.a. 1990, S. 21-41 (hier: S. 35). Schon in Buch- und Aufsatztiteln wird angedeutet, was bei Augustus das Wesentliche zu sein scheint: zum Beispiel Paul Zanker: *Augustus und die Macht der Bilder*. München 1987; W. Eder: Augustus and the Power of Tradition: The Augustan Principate as Binding Link between Republic and Empire, in: Raaflaub / Toher, S. 71-122. Ablehnend gegenüber der 'Verschleierung der Macht' dagegen J. A. Crook: Augustus: Power, Authority, Achievement, in: Alan K. Bowman / Edward Champlin / Andrew Lintott (Hrsg.): *The Cambridge Ancient History*, Bd. 10: *The Augustan Empire, 43 B.C.-A.D. 69*. Cambridge 1996, S. 113-146 (hier: S. 117).

4 Zu dieser Debatte vgl. die Einleitung zu diesem Band (mit Lit.).

5 Vor allem Gerhard Göhler: Constitution and Use of Power, in: Henri Goverde / Philip G. Cerny / Mark Haugaard / Howard H. Lentner (Hrsg.): *Power in Contemporary Politics. Theories, Practices, Globalizations*. London u.a. 2000, S. 41-58; ders.: Der Zusammenhang von Institution, Macht und Repräsentation, in: ders. u.a.: *Institution – Macht – Repräsentation. Wofür politische Institutionen stehen und wie sie wirken*. Baden-Baden 1997, S. 11-62 (hier: S. 38-46, 56-58); ders.: Macht, in: ders. / Matthias Iser / Ina Kerner (Hrsg.): *Politische Theorie. 22 umkämpfte Begriffe*. Wiesbaden 2004, S. 244-261; ferner ders.: Rationalität und Symbolizität der Politik, in: Michael Th. Greven / Rainer Schmalz-Bruns (Hrsg.): *Politische Theorie – heute. Ansätze und Perspektiven*. Baden-Baden 1999, S. 255-274; ders. / Rudolf Speth: Symbolische Macht. Zur institutionentheoretischen Bedeutung von Pierre Bourdieu, in: Reinhard Blänkner / Bernhard Jussen (Hrsg.): *Institutionen und Ereignis. Über historische Praktiken und Vorstellungen gesellschaftlichen Ordners* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 138). Göttingen 1998, S. 17-48 (hier: S. 17-22, 37-39, 44-48).

den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht“.⁶ Die Ressource Macht hat man sich dabei nicht unendlich vorzustellen, sondern sie ist von einer bestimmten Quantität. Umstritten ist nur die Verteilung. Was Akteur A Akteur B an Macht wegnimmt, fehlt diesem, die Gesamtsumme der Macht bleibt aber gleich.

Schwieriger zu verstehen ist die intransitive Macht. Richtet sich die transitive Macht, wie schon der Name sagt, auf jemand anderen, so ist die intransitive auf sich selbst bezogen. Das heißt, sie wirkt in Bezug auf die eigene soziale Einheit, die nicht mehr aus einem einzelnen bestehen kann, sondern aus einer Gruppe von Menschen gebildet sein muss. Die intransitive Macht ist nämlich die Summe aller transitiven Machtbeziehungen – die Menschen der Gruppe sind untereinander vielfältig durch solche verbunden –, aber sie umfasst noch weitaus mehr. Sie entspricht „der menschlichen Fähigkeit, nicht nur zu handeln oder etwas zu tun, sondern sich mit anderen zusammenzuschließen und im Einvernehmen mit ihnen zu handeln“.⁷ Je intensiver die Gruppenmitglieder interagieren, also den sozialen Zusammenhang festigen, um so stärker wird nicht nur Macht ausgetauscht, sondern wird auch neue erzeugt, aber eben auf die Gruppe, nicht auf den einzelnen bezogene Macht. Intransitive Macht meint die Geschlossenheit einer Gemeinschaft, den Grad ihrer Gemeinsamkeit, kurz: ihre Mächtigkeit. Den über die Summe der transitiven Machtbeziehungen hinausgehenden, entscheidenden Anteil an der intransitiven Macht bilden gemeinsame Werte, Normen und Handlungsmuster. Durch sie definiert sich die Gemeinschaft nach innen und grenzt sich nach außen ab. So verstanden, ist keine Gesellschaft, kein Gemeinwesen denkbar ohne intransitive Macht.

Die historische Herstellung und vor allem Aufrechterhaltung einer solchen Gemeinschaft bedarf freilich der permanenten Selbstvergewisserung. Diese erfolgt durch die symbolische und rituelle Vermittlung der gemeinsamen Weltsicht, des von allen geteilten Horizonts. Somit konstituiert intransitive Macht das Gemeinwesen als eine Wirkungseinheit, als einen gemeinsamen und symbolisch präsenten Handlungsraum.⁸ Gelingt die symbolische Integration nicht oder lässt sie sich nicht ausreichend an geänderte äußere Anforderungen anpassen, so muss der gemeinsame Handlungsraum zerbrechen. Es bleiben nur die verschiedenen Träger transitiver Mächte, die immer noch aufeinander einwirken können, aber sich nicht mehr als Teil einer Gemeinschaft verstehen. Eine neue Etablierung intransitiver Macht wird

6 Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. Besorgt von Johannes Winckelmann. Tübingen 1972, S. 28.

7 Hannah Arendt: *Macht und Gewalt* (Serie Piper 1). München 1970, S. 45. Arendt selbst hat nicht von intransitiver Macht gesprochen, sie hat aber wesentliche Komponenten dessen, was Göhler darunter versteht, vorgeprägt. Vgl. Rudolf Speth / Hubertus Buchstein: Hannah Arendts Theorie intransitiver Macht, in: Gerhard Göhler u.a., *Institution – Macht – Repräsentation* [Fn. 5], S. 224-261.

8 Vgl. Göhler, *Constitution* [Fn. 5], S. 48.

erst möglich, wenn erneut gemeinschaftsstiftende Symbole und Rituale geschaffen werden. Ob und wie dies gelingt, hängt von den Interessen der diversen Machtakeure ab. Intransitive Macht entsteht also nicht einfach so, selbstverständlich und zu jeder Zeit, sondern sie hängt in ihrer Genese entscheidend von der jeweiligen Konstellation der transitiven Machtdurchsetzung ab.

Den wesentlichen Vorteil dieses Modells sehe ich darin, dass es dem landläufig eher negativ geprägten Machtbegriff eine konstruktivere Variante zur Seite stellt. Dies erlaubt eine wesentlich unvoreingenommenere und umfassendere Analyse gesellschaftlicher Machtphänomene, frei von der Tendenz, Macht als etwas Vorläufiges, ja Ungeschlachtetes zu sehen, das in Krisenzeiten verstärkt auftritt, aber bald zugunsten von Ordnung und Herrschaft zurückgedrängt oder verschleiert wird. Damit bin ich wieder bei Augustus angelangt. Mit Hilfe der intransitiven Macht scheint ein Blick auf das Prinzipat möglich, der gewiss nicht völlig neu ist, aber erlaubt, manches Phänomen aus etwas verändertem Winkel heraus heller auszuleuchten.

Die römische Republik war nun zweifellos eine solche, von intransitiver Macht erfüllte Wirkungseinheit. Wie die meisten vorindustriellen, vergleichsweise unstrukturierten Gesellschaften war sie sogar in besonderem Maße auf die integrierende Wirkung von Ritualen und Symbolen angewiesen. Die Römer waren darin sehr erfolgreich, was sich nicht zuletzt in ihrem seit dem vierten Jahrhundert recht ungebremsten Aufstieg zur Herrschaft über die damals bekannte Welt äußerte. Diese Erfolgsstory trug zu der nicht ganz unverständlichen Ansicht bei, dass man das beste aller nur denkbaren Gemeinwesen besitze. Die Römer strebten nicht etwa nach Utopia, sie lebten bereits darin. Seit den Anfängen, die man unbekümmert ins sechste Jahrhundert – Beginn der Republik – oder sogar ins achte – Gründung Roms – zurückverlegte, hatte die *res publica* im wesentlichen unverändert bestanden, mit verschiedenen Menschen, aber mit denselben Normen. Die bedeutenden Anpassungen und Umwälzungen, welche es natürlich gegeben hatte, wurden in ihrem Umfang kaum wahrgenommen bzw. als schon angelegt gesehen im *mos maiorum*, dem kollektiven Wertehorizont, der von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Schon über grundsätzliche Reformen nachzudenken war nicht nur nicht nötig – es war undenkbar.⁹

Dies ging so lange gut, als die äußeren und inneren Herausforderungen nicht überhandnahmen. Aber den Spannungen, die aus der Differenzierung der römischen Gesellschaft erwuchsen – ihrerseits Folge des Aufstiegs zur

9 Zum *mos maiorum* vgl. zuletzt die Beiträge in Bernhard Linke / Michael Stemmler (Hrsg.): *Mos maiorum. Untersuchungen zu den Formen der Identitätsstiftung und Stabilisierung in der römischen Republik* (Historia Einzelschriften 141). Stuttgart 2000, insbesondere die Einleitung (mit Lit.), sowie in Maximilian Braun / Andreas Haltenhoff / Fritz-Heiner Mutschler (Hrsg.): *Moribus antiquis res stat Romana. Römische Werte und römische Literatur im 3. und 2. Jh. v. Chr.* (Beiträge zur Altertumskunde 134). München u.a. 2000.

Weltmacht –, war mit der bescheidenen Innovationsfreude der Republik immer weniger beizukommen. Schon gegen Ende des zweiten Jahrhunderts schlugen die inneren Auseinandersetzungen in gewaltsame Kämpfe um, und im ersten Jahrhundert mündeten sie in eine Reihe von Bürgerkriegen. Nun rächte sich die scheinbare Ewigkeit der *res publica*. Anstatt endlich an Veränderungen zu gehen, die vielleicht gerettet hätten, was noch zu retten war, nahmen die Römer lieber den Untergang ihres Gemeinwesens hin. Dies ist das Phänomen, das Christian Meier treffend mit der Formel 'Krise ohne Alternative' bezeichnet hat.¹⁰ Die gemeinschaftsstiftenden Rituale hörten auf oder entfalteten keine bindende Wirkung mehr,¹¹ der gemeinsame Handlungsraum zerbrach. Spätestens nach dem Untergang der Caesarmörder bei Philippi blieben lediglich diverse transitive Machtbeziehungen zwischen den siegreichen Soldatenführern Antonius, Lepidus und Octavian übrig. Diese agierten zwar vor einem gemeinsamen kulturellen und geschichtlichen Hintergrund, aber den gesellschaftlichen Wertekonsens hatten sie außer Kraft gesetzt.¹²

Dieser Verlust der Gemeinschaft wurde schon von den Zeitgenossen deutlich empfunden. Kurz vor seinem Untergang, im Juli 43, schrieb Cicero an Brutus, dass nach den bisherigen Bürgerkriegen noch jedesmal eine Art von *res publica* übriggeblieben sei, dieses Mal aber werde, unterlägen er und die Seinen, keine mehr existieren. Sein Feind Antonius sah das Ganze naturgemäß aus einer anderen Perspektive, aber letztlich analysierte er die Lage kaum anders als Cicero, nur dass für ihn die *res publica* bereits an ihr Ende gekommen war: Er sprach nur noch von der Partei der Caesarianer, der Octavian und er angehörten und welcher diejenige der Pompeianer (einschließlich Cicero und Brutus) gegenüberstehe. Also zwei Bürgerkriegsgruppen, die sich nach toten Anführern benannten, ansonsten aber ohne Legitimation handelten!¹³

10 Christian Meier: *Res publica amissa. Eine Studie zu Verfassung und Geschichte der späten römischen Republik*. O. O. 21980, S. XLIII-LVII, 201-205, 301-306. Zur mangelnden Durchsetzbarkeit einzelner Reformüberlegungen, insbesondere Ciceros, vgl. zuletzt Martin Jehne: Krisenwahrnehmung und Vorschläge zur Krisenüberwindung bei Cicero, in: Sylvie Franchet d'Espèrey / Valérie Fromentin / Sophie Gotteland / Jean-Michel Roddaz (Hrsg.): *Fondements et crises du pouvoir* (Ausonius Études 9). Bordeaux 2003, S. 379-396.

11 Für den Zensus habe ich das zu zeigen versucht in: Die Brüchigkeit der Rituale. Bemerkungen zum Niedergang der römischen Zensur, in: *Klio* 84 (2002), S. 440-464.

12 Zur Bewertung der Epoche zwischen Caesars Tod und der Schlacht von Actium vgl. etwa Bleicken [Fn. 2], 154, 168f., 171f., 174, 206, 234f.; dens.: *Zwischen Republik und Prinzipat. Zum Charakter des Zweiten Triumvirats* (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Philologisch-Historische Klasse, 3. Folge, 185). Göttingen 1990, S. 61-65, 105-107.

13 Cicero, Briefe an Marcus Brutus I 15,10; Cicero, Philippische Reden gegen Marcus Antonius XIII 38f.; 45; 47. Antonius' Äußerungen entstammen einem Propagandaschreiben, doch kommt es weniger darauf an, ob er an die darin ausgesprochene Analyse tatsächlich glaubte, sondern dass er damit für sich Stimmung zu machen hoffte. Die Ver-

Anders liest sich das Selbstzeugnis eines dritten Protagonisten dieser Zeit, nämlich Octavians, der es freilich erst über fünfzig Jahre nach den Ereignissen, als Augustus, in seinem *Tatenbericht* niederschrieb:

Im Alter von neunzehn Jahren habe ich als Privatmann aus eigenem Entschluss und aus eigenen Mitteln ein Heer aufgestellt, mit dessen Hilfe ich die *res publica* befreite, die von der Gewaltherrschaft einer Clique unterdrückt war.¹⁴

Auch seine weiteren Schritte auf dem Weg zur Alleinherrschaft tat Octavian, so Augustus im Rückblick, stets im besten Interesse der *res publica*. In Wirklichkeit beunruhigten den jungen Mann wohl weniger die Sorge um die alte Ordnung als seine Ruhmgier und seine Furcht, von Stärkeren vernichtet zu werden, wenn er mit diesen nicht schleunigst gleichzöge. Der analytische Wert der Äußerungen Ciceros und Antonius' ist also ungleich höher als derjenige der Augusteischen Selbststilisierung. Aber letztere führt uns direkt hinein in die Probleme, die sich dem Alleinherrscher nach dem Sieg über Antonius im Jahre 31 stellten.

Octavian besaß damals keinen Konkurrenten mehr, der ihm auch nur annähernd gewachsen war. Er verfügte über die größten Ressourcen, er kontrollierte die Politik, und – das ist das wichtigste – seine Soldaten waren ihm ergeben, weil er sich als siegreich erwiesen hatte und über die Mittel verfügte, ihnen ein behagliches Leben zu verschaffen. Dass es unter den Senatoren immer noch welche gab, die sich schwer mit seiner Herrschaft abfanden, schien dagegen vernachlässigbar, auch die Gefahr eines Attentats wie gegen Caesar war zu kalkulieren. Vermutlich hätte Octavian über das Römerreich regieren können, wie er es in den letzten Jahren schon in Italien und im Westen getan hatte: ohne tägliche Verhaftungen und Hinrichtungen, halbwegs um zivile Formen wie um tatsächliches Entgegenkommen bemüht, doch unumstrittener Alleinherrscher schon dem Äußeren nach, der sich ostentativ auf die Quelle seiner Macht stützte, das Militär.¹⁵ Zu Aufständen wäre es wohl kaum gekommen, die Römer hätten sein Regime willig ertragen, aber gebilligt oder begrüßt hätten sie es wahrscheinlich nicht. Der Mangel an innerer Zustimmung hätte Octavian egal sein können, solange seine Soldaten ihm treu waren. Doch damit hätte er sich auf Dauer in eine gefährliche Abhängigkeit begeben, und, schlimmer noch, er hätte fürchten müssen, dass ihm irgendwann ein Rivale erstünde, der militärisch ebenfalls

nichtung der *res publica* war demnach für viele Leute (insbesondere die Soldaten) nicht nur denkbar, sondern stellte auch gar nichts Furchtbares mehr dar.

14 Augustus, *Tatenbericht* 1: *Annos undeviginti natus exercitum privato consilio et privata impensa comparavi, per quem rem publicam a dominatione factionis oppressam in libertatem vindicavi* (Übersetzung hier und im folgenden nach Ekkehard Weber). Zur Interpretation Bleicken [Fn. 2], S. 509-512.

15 Zu Octavians Herrschaft im Westen nach dem Sieg über Sextus Pompeius und der Absetzung Lepidus' – die beiden letzten Konkurrenten außer Antonius im Osten – vgl. Bleicken [Fn. 2], S. 237-246, 265f., 269f.; Kienast [Fn. 3], S. 55-58.

erfolgreich war – Octavian konnte ja schlecht alle Kriege an den Grenzen allein führen – und die Soldaten durch neue Versprechungen an sich binden konnte.¹⁶ Die Perpetuierung der im Bürgerkrieg errungenen Gewaltfülle hätte den Bürgerkrieg selber am Leben erhalten.

Wollte Octavian dem Fluch seiner blutigen Anfänge entkommen, musste er versuchen, seine illegitime Stellung mit einer allgemein anerkannten Gesellschaftsordnung zu versöhnen. Anders ausgedrückt: Er musste seine überragende transitive Macht dazu nutzen, die Voraussetzungen für einen gemeinsamen Handlungs- und Werteraum zu schaffen, in dem er einen Platz hatte. An vergleichbaren Aufgaben sind zahlreiche Politiker vor und nach Octavian gescheitert, und die größte Schwierigkeit ist dabei noch gar nicht genannt: Die zu stiftende Ordnung konnte nicht irgendeine Spielart der Monarchie sein, sondern in Frage kam nur die alte Republik. Als funktionierendes System war sie zwar unter den Schlägen der Soldatenführer zerbrochen. Aber die *res publica* mit ihrem Normenkanon blieb das politisch-gesellschaftliche Leitbild, wie ein Geist aus vergangenen Tagen, der die Menschen immer noch im Bann hielt.¹⁷

Diese Hypothek wurde Octavian freilich dadurch erleichtert, dass niemand so recht wusste, wie die *res publica* überhaupt auszusehen hatte. Das lag zu einem gewissen Teil natürlich daran, dass inzwischen fast fünfzehn Jahre seit ihrem Todeskampf verstrichen waren, zu einem schon bedeutenderen an dem Umstand, dass die sie tragende Schicht, die alte Nobilität, zum größten Teil ermordet oder auf dem Schlachtfeld geblieben war. Vor allem aber half die weitgehende Diskreditierung der *res publica*, so wie sie in den letzten einhundert Jahren bestanden hatte. Schließlich hatte sie die inneren Kriege nicht verhindern können. Mochte ihr Zauber auch noch lebendig sein, so war doch klar, dass sie in ihrem letzten politischen Aggregatzustand nicht funktionsfähig gewesen war. Wo also anknüpfen? Erschwerend kam hinzu, dass in keiner Bibliothek Roms ein altes Handbuch stand, in dem nachzulesen war, wie die *res publica* der glorreichen Zeit funktioniert hatte. Die Republik war ein diffuses Gebilde gewesen, in dem man sich bei den Älteren abschaute, worauf es ankam, und wo man aus exemplarischen Taten lernte, wie man selbst Beispielhaftes vollbrachte. Der antiquarischen Rekonstruktion erschloss sie sich deshalb schlecht. Man musste schon in der *res publica* leben, um sie zu begreifen.

Das ideologische Vakuum besetzte Octavian vollständig, dank seiner Deutungsmacht, die es ihm erlaubte, auf Inschriften, Denkmälern, Münzen und in offiziöser Literatur zu behaupten, er selber habe die Republik erneuert. Er schaffte es dabei, seine eigene Herrschaft als vereinbar mit einer

16 Konfrontiert mit einer Meuterei, fürchtete Octavian im Winter 31/30 Schlimmes, falls die Soldaten einen Führer fänden (Cassius Dio, Römische Geschichte LI 4,2).

17 Vgl. Meier [Fn. 3], S. 244-247, 263f.; Bleicken [Fn. 12], S. 107; dens. [Fn. 2], S. 315-317, 323.

Ordnung erscheinen zu lassen, die größten Wert auf die Gleichheit ihrer aristokratischen Führer gelegt hatte.¹⁸ Ohne Konstruktionen der Vergangenheit ging das nicht ab. Aus der Vielzahl an Belegen seien hier nur drei herausgegriffen, die meiner Meinung nach recht eindrücklich zeigen, mit welcher Finesse erneut ein gemeinsamer Handlungsraum geschaffen wurde.

Das erste Beispiel stammt sogar noch aus der Zeit vor der Schlacht bei Actium. Im Jahre 32 war der Bürgerkrieg mit Antonius unabwendbar geworden, und für Octavian kam viel darauf an, dessen zahlreiche Anhänger in Italien auf seine Seite zu bringen. Dies gelang ihm unter anderem durch die Einschüchterung Andersdenkender und eine Kampagne, die Antonius mit Dreck bewarf, aber auch durch die Strategie, weniger den Römer Antonius als Gegner in den Vordergrund zu stellen als vielmehr seine Verbündete, die Ägypterin Kleopatra.¹⁹

Deshalb versprach Octavian den Parteigängern seines Gegners Straffreiheit, falls sie sich auf seine Seite stellten. Dann aber begab er sich zum Tempel der Bellona, der Kriegsgöttin Roms, und erklärte nicht Antonius, sondern Kleopatra den Krieg. Er trat als Fetialpriester auf und führte die vorgeschriebenen Riten durch, die als unabdingbar galten für die Aufnahme eines 'gerechten' Krieges. Am Schluss schleuderte Octavian einen Speer auf ein abgegrenztes Stück Boden, das zuvor zu Feindesland erklärt worden war. Durch diese Fiktion war es möglich, den ersten (legitimen) Schlag gegen Ägypten zu führen.²⁰ Aber natürlich kam es weniger auf die juristische Konstruktion oder die Wirkung auf Kleopatra an als auf den Eindruck, den die Inszenierung auf die Römer machte. Effektivoller ließ sich eine Kriegseröffnung nicht vollziehen. Der Speerwurf führte die Entschlossenheit des Gewalthabers, die Notlage Roms und die Unausweichlichkeit des Krieges jedem Zuschauer und jedem, der nur davon hörte, deutlich vor Augen.

18 Hier sei nur der – nicht allein wegen seiner deutlichen Formulierung, sondern auch weil er zweifellos von Augustus selber stammt – markanteste Beleg angeführt: „Durch neue, von mir veranlasste Gesetze habe ich viele Beispiele der Vorfahren, die aus unserer Epoche schon zu verschwinden drohten, zurückgeführt und selbst für viele Dinge Beispiele zur Befolgung den Nachfahren überliefert“ (Tatenbericht 8: *legibus novi[s] m[e auctore l]atis m[ulta e]xempla maiorum exolescentia iam ex nostro [saecul]o red[uxi] et ipse] multarum rer[um exe]mpla imitanda pos[teris tradidi]*). Zu Augustus' Bezug auf die *res publica* vgl. etwa Eder [Fn. 3]; J. W. Rich / J. H. C. Williams: *Leges et Ivra P.R. Restitvit: A New Aureus of Octavian and the Settlement of 28–27 BC*, in: *Numismatic Chronicle* 159 (1999), S. 169–213 (hier: S. 204–212); Bleicken [Fn. 2], S. 324, 332–335, 374, 434f., 532–535, 681f.; Gerhard Binder: Einführung, in: ders. (Hrsg.): *Saeculum Augustum I. Herrschaft und Gesellschaft* (Wege der Forschung 266). Darmstadt 1987, S. 1–58 (hier: S. 26–34); Klaus Bringmann, *Geschichte der römischen Republik. Von den Anfängen bis Augustus*. München 2002, S. 408–429; Karl Galinsky: *Augustan Culture. An Interpretive Introduction*. Princeton, N.J., 1996, S. 42–79, 363–370.

19 Zur Eskalation der Lage während des Jahres 32 vgl. etwa Bleicken [Fn. 2], S. 269–275; Kienast [Fn. 3], S. 64–70.

20 Cassius Dio, *Römische Geschichte* L 4,3–5; Ovid, *Fasten* VI 205–208.

Octavian führte keinen Bürgerkrieg, sondern einen Verteidigungskrieg gegen den Aggressor Ägypten. So stiegen seine Chancen, die Römer möglichst vollständig hinter sich zu bringen.

Und, nicht zu vergessen, Octavian handelte wie ein Römer der guten alten Zeit. Schon in der Königszeit waren Kriege durch einen Speerwurf in das Feindesland eröffnet worden. Erst als sich im dritten Jahrhundert der Machtbereich im Zuge der Expansion immer weiter ausdehnte, das Territorium des Gegners also immer ferner rückte, war man notgedrungen dazu übergegangen, künstlich ein Stück feindlichen Landes inmitten Roms zu schaffen. Das ersparte den Fetialen langwierige Reisen, minderte die Wirksamkeit aber keineswegs.²¹ Aber seltsam – unsere frühesten Belege stammen erst aus der Augusteischen Zeit, nach dem Speerwurf Octavians. Seit über eineinhalb Jahrhunderten hatte das Priesterkollegium der Fetialen keinerlei Rolle mehr bei Kriegseröffnungen gespielt, und unter den diffusen Aktivitäten, die es davor hin und wieder entfaltete, fehlt jeder voraugusteische Hinweis auf den Speerwurf.

In Wirklichkeit verliefen die Kausalitäten umgekehrt: Octavian nahm keineswegs einen ehrwürdigen Ritus auf, sondern er schuf ihn. Durch die lange währende Bedeutungslosigkeit der Fetialen bei der Kriegseröffnung war in Vergessenheit geraten, welche Aufgaben ihnen überhaupt zukamen. Wahrscheinlich hatten diese lediglich in formalen Verhandlungen mit dem Gegner und in der Übermittlung von Ultimaten bestanden, nichts sonderlich Spektakuläres also. Das Schleudern einer Lanze dagegen war im griechischen Kulturraum bekannt, wo es bei Kriegseröffnungen schon lange eine gewisse Rolle spielen konnte. Den Speerwurf schmuggelte also erst Octavian selber in die Asservatenkammer des römischen Ritualhaushaltes. Dort holte er ihn dann heraus, betonte sein Alter und gab der Neuerung somit die Patina der Tradition. Ernsthaft widersprechen konnte keiner, da niemand mehr die Vergangenheit genau kannte. Auf diese Weise setzte Octavian seine Deutung der Dinge durch. Sie fand ihren Weg in die Literatur seiner Zeit, und so erhielt der Speerwurf der Fetialen binnen weniger Jahre eine Vorgeschichte, die sechs Jahrhunderte zurückreichte.²²

Weniger manipulativ, aber ebenso erfindungsreich wurde ein anderer Bezug auf die römische Frühzeit konstruiert: der Name des Augustus. Als Octavian nach dem Sieg über Antonius einen Ausgleich mit dem Senat suchte, wollte er die damit verbundenen Zugeständnisse in der Tagespolitik

21 Livius, Römische Geschichte I 32,14; Servius, Kommentar zu Vergils Aeneis IX 52; X 14; Aulus Gellius, Attische Nächte XVI 4,1; Cassius Dio, Römische Geschichte LXXII 33,3; Ammianus Marcellinus, Römische Geschichte XIX 2,6.

22 Grundlegend ist die Interpretation von Thomas Wiedemann: *The Fetiales. A Reconsideration*, in: *Classical Quarterly* NS 36 (1986), S. 478-490 (hier: S. 478-483). Ferner Jörg Rüpke: *Domus militiae. Die religiöse Konstruktion des Krieges in Rom*. Stuttgart 1990, S. 105-109; Elizabeth Rawson: Scipio, Laelius, Furius and the Ancestral Religion, in: *Journal of Roman Studies* 63 (1973), S. 161-174 (hier: S. 167).

auf der ideologischen Ebene kompensieren. Er, der sich bis jetzt nach seinem Adoptivvater Caesar nannte, suchte nach einem neuen Namen, der ihn für alle Zukunft aus dem Kreis der Römer herausheben sollte. Dass Octavian dabei nicht zu gering von sich dachte, zeigt sein ursprünglicher Favorit: Romulus.²³ Mit der Wiederaufnahme des Namens des Stadtgründers und ersten Königs hätte sich ein Bogen über sieben Jahrhunderte gespannt. Octavian wäre der erklärte Neugründer Roms geworden, ein neues Zeitalter hätte er eröffnet, das noch viel großartiger ausfallen sollte als das vom ersten Romulus gestiftete. In der späten Republik waren Bezüge auf Romulus populär gewesen. Der König hatte eine ideale Epoche verkörpert, auf die man mit Sehnsucht zurückgeblickt hatte. So hatten sich bedeutende Politiker gern mit Romulus vergleichen lassen, von Marius angefangen bis zu Caesar.²⁴

Freilich war der Romulusname nicht frei von Ambivalenzen. Nach der einen Variante der Überlieferung war Romulus unter die Götter versetzt worden, nach der anderen war er gegen Ende seines Lebens zum Tyrannen entartet. Überhaupt war er das gewesen, was jeder anständige Römer verabscheute und was Augustus keinesfalls sein wollte und durfte: Er war *rex* gewesen, König. Diese negativen Züge hatten schon Sulla und Cicero zu schaffen gemacht, zwei anderen Romuli, und Pompeius hatte sich während einer erregten Debatte von einem Konsul anhören müssen, wenn er schon Romulus nacheifere, dann werde er auch den gleichen Tod finden – Romulus war von den Senatoren zerrissen worden.²⁵ Ähnliche Widerworte hatte Octavian freilich kaum zu fürchten, und im Besitz der Deutungsmacht hätte er sich seinen Romulus schon zurechtschneiden können. Vielleicht hätte er es trotz der Erfahrungen der Vorgänger also mit Romulus versucht, aber, und das halte ich für das Entscheidende, die bloße Existenz solcher Vorgänger, die teilweise übelbeleumdet waren – Marius, Sulla! –, hätte Octavian zu einem bloßen Nachahmer gemacht, einem Fortsetzer von Mustern der späten Republik. Gerade an diese wollte Octavian aber nicht anknüpfen.

So setzte sich ein anderer, unbelasteter Vorschlag durch. Augustus hatte noch keiner geheißten. Der Name trug eine starke sakrale Komponente, welche die Übersetzung 'Erhabener' nicht annähernd wiedergibt. Als *augusta* galten Plätze für religiöse Feiern oder solche, an denen Auguren Weihungen vornahmen. Überhaupt war der Name eng mit der Priesterschaft der Augu-

23 Sueton, Augustus 7,2; Cassius Dio, Römische Geschichte LIII 16,7.

24 Zur Romulusgestalt in der späten Republik vgl. etwa Andreas Alföldi: *Der Vater des Vaterlandes im römischen Denken* (Libelli 261). Darmstadt 1971, S. 14-36; Paul M. Martin: *L'idée de royauté à Rome*, Bd. 2: *Haine de la royauté et séductions monarchiques (du IV^e siècle av. J.-C. au principat augustéen)* (Miroir des civilisations antiques 2). Clermont-Ferrand 1994, S. 282-296.

25 Sallust, Historien I 55,5 Maurenbrecher; Sallust, Rede gegen Cicero 7; Plutarch, Pompeius 25,9. Tyrannei und Tod des Romulus: Dionysios von Halikarnassos, Römische Altertümer II 56,3-5; Plutarch, Romulus 27.

ren verbunden, die den Willen der Götter erkundeten, etwa durch die Beobachtung des Vogelflugs oder des Auftretens von Blitz und Donner. Keine politischen Handlungen von Gewicht konnte ein römischer Beamter vollziehen, ohne zuvor auf diese Zeichen geachtet oder, wie die Römer sagten, die Auspizien eingeholt zu haben. Die ersten Auspizien hatte aber nicht irgendwer eingeholt, sondern – Romulus. Über die Stätte, auf der er Rom gründen sollte, sah er zwölf Geier fliegen. Dies war das berühmte *augustum augurium*, das jeder Römer kannte und das den Beginn des Einklangs zwischen der Stadt Rom und den Göttern bezeichnete. Der Kreis schließt sich: Octavian sollen während seines ersten Konsulats, im Jahre 43, bei der Einholung der Auspizien ebenfalls zwölf Geier erschienen sein.²⁶

So wurde Octavian doch noch zum zweiten Romulus, aber nicht in der Nachfolge eines, der König gewesen und schon öfters der ideologischen Maschinerie der späten Republik zum Opfer gefallen war. Er wählte das aus der Romuluslegende aus, was ihm passte, Stadtgründung und sakrale Legitimation. Das weniger Schöne drängte Octavian zurück. Durch die geschickte Namenswahl wurde die ausschließliche Deutung des Romulus im gewünschten Sinne einfacher, und so konnte dieser in Zukunft eine stabile ideologische Stütze des Augusteischen Prinzipats bilden. Octavians Griff in die Geschichte rettete Romulus und erleichterte Augustus die Arbeit.

Das dritte Beispiel ist besonders wertvoll, weil Augustus hier weder manipulierte noch erfand, sondern getreu den *mos maiorum* zu befolgen schien. Im Jahre 12 v. Chr. wurde er zum Pontifex maximus gewählt, zum höchsten Priester Roms. Augustus äußert sich in seinem *Tatenbericht* relativ ausführlich dazu:

Pontifex maximus anstelle meines Kollegen zu werden, während der noch lebte, habe ich abgelehnt, obwohl das Volk mir dieses Priesteramt anbot, das bereits mein Vater innegehabt hatte. Ich habe diese Würde einige Jahre später, unter dem Konsulat des Publius Sulpicius und des Gaius Valgius, erhalten, als nach dem Tod desjenigen, der sich ihrer während der Wirren des Bürgerkriegs

26 Augustusname: Augustus, *Tatenbericht* 34; Ovid, *Fasten* I 589-616; Sueton, *Augustus* 7,2; Cassius Dio, *Römische Geschichte* LIII 16,6-8; Johannes Lydus, *Über die Monate* 111. *Augustum augurium*: Ennius, *Annalen* 72-91; 154f. Skutsch; Livius, *Römische Geschichte* I 6,4-7,2. Octavian 43: Cassius Dio, *Römische Geschichte* XLVI 46,2f.; Sueton, *Augustus* 95; Appian, *Bürgerkriege* III 388. Vgl. insgesamt Kenneth Scott: The Identification of Augustus with Romulus-Quirinus, in: *Transactions and Proceedings of the American Philological Association* 56 (1925), S. 82-105; Lily Ross Taylor: *The Divinity of the Roman Emperor* (Philological Monographs 1). Middletown, Conn., 1931, S. 158-160 (hier: S. 159): „The title [sc. Augustus] suggested in veiled form the name which the emperor had desired but had not dared take“; Alföldi [Fn. 24], S. 36-39 (mit Lit.); Martin [Fn. 24], S. 405-411; Bleicken [Fn. 2], S. 330f.; Kienast [Fn. 3], S. 92f.; zuletzt Jürgen von Ungern-Sternberg: Romulus-Bilder: Die Begründung der Republik im Mythos, in: Fritz Graf (Hrsg.): *Mythos in mythenloser Gesellschaft. Das Paradigma Roms* (Colloquium Rauricum 3). Stuttgart u.a. 1993, S. 88-108; dens.: Die Romulusnachfolge des Augustus, in: Wolfgang Schuller (Hrsg.): *Politische Theorie und Praxis im Altertum*. Darmstadt 1998, S. 166-182.

bemächtigt hatte, zu meinen Wahlen eine Menschenmenge aus ganz Italien zusammenströmte, wie sie niemals zuvor in Rom gewesen sein soll.²⁷

Die Darstellung ist sachlich richtig. Um aber verständlich zu machen, was Augustus zwischen den Zeilen sagt, muss ich etwas weiter ausholen. Iulius Caesar war im Jahre 63 überraschend zum Oberpriester gewählt worden. Das prestigereiche Amt war üblicherweise den vornehmsten Männern des Senats vorbehalten, die aus dem Kreis der früheren Konsuln stammten, und zwei von ihnen traten auch an. Caesar, der damals erst für die Praetur kandidierte, gehörte höchstens zu den mittleren Chargen und konnte nur Außenseiterchancen haben. Doch er machte erfolgreich Stimmung bei der stadtrömischen Bevölkerung für sich, durch populäre und populistische Aktionen, aber auch durch ungeheure finanzielle Aufwendungen, die in Spiele und Festmähler flossen oder in schnöder monetärer Form unter das Volk verteilt wurden. Caesar verschuldete sich bis über beide Ohren, in einem Maß, dass er am Morgen der Wahl beim Abschiedskuss zu seiner Mutter sagte, er werde als Pontifex maximus heimkommen – oder gar nicht.

Caesars Erfolg war ein Coup, der ihn zum Mittelpunkt des öffentlichen Interesses machte. Freilich war er auch ein Zeichen für das Funktionieren des politischen Systems. Die Volkswahlen waren nämlich dazu da, die potentiell vernichtenden Machtkämpfe der Adeligen von einer neutralen Instanz entscheiden zu lassen. Wenn aber immer diejenigen siegten, die ohnehin schon das meiste Prestige angehäuft hatten, dann drohte unter den übrigen Aristokraten Unzufriedenheit aufzukommen. Wenigstens ab und zu musste also ein Außenseiter gewinnen, um zu demonstrieren, dass jeder Kandidat Chancen besaß. Caesars Wahl war, so betrachtet, systemkonform, trotz verständlicher Kritik aus den Kreisen des Establishments.²⁸

Als Caesar am 15. März 44 ermordet wurde, konnte von einem im wesentlichen intakten System längst nicht mehr die Rede sein. Die allgemeine Orientierung an einem verbindlichen Regelwerk musste mehr und mehr den Partikularinteressen mächtiger einzelner weichen. Der Mann der Stunde war Marcus Antonius, was insofern überraschend war, als über die meisten Truppen in Rom ein anderer Anhänger Caesars gebot, Marcus Aemilius Lepidus. Doch Antonius als geschickterer Politiker überspielte Lepidus. Freilich durfte er diesen nicht zu sehr brüskieren, denn noch war seine

27 Augustus, Tatenbericht 10: [... Pontifex maximus ne fierem in vivi [c]onle[gae mei] locum [populo id sace]rdotium deferente mihi, quod pater meu[s] habuer[at], r[ecusavi]. Quod sacerdotium aliquod post annos eo mor[t]uo, q[ui] civilis m[otus] o[ccasione] occupaverat, cuncta ex Italia [ad comitia mea] confluen[te mu]ltitudine, quanta Romae nunq[uam] [fertur ante i]d temp[us] fuisse, recep[i] P. Sulpicio C. Valgio consulib[us].

28 Sueton, Caesar 13; Plutarch, Caesar 7,1-4; Cassius Dio, Römische Geschichte XXXVII 37,1-3; Sallust, Die Verschwörung Catilinas 49,2; Velleius Paterculus, Römische Geschichte II 43,3. Zur Wahl Martin Jehne: *Caesar* (C. H. Beck Wissen in der Beck'schen Reihe 2044). München 1997, S. 27-29, zur Forschung Helga Gesche: *Caesar* (Erträge der Forschung 51). Darmstadt 1976, S. 35-38.

Position zu ungefestigt, als dass Antonius sich mehr offene Gegner leisten durfte als unbedingt nötig. So sorgte er für Lepidus' Aufstieg zum Pontifex maximus, und zwar der Einfachheit halber, indem er die Wahl vom Volk auf das Priesterkollegium der Pontifices übertrug. Jedes Risiko einer unliebsamen Überraschung war damit ausgeschaltet. Denn immerhin hatte der Senat wenige Monate vor Caesars Tod beschlossen, dass diesem ein Sohn, sollte er einen bekommen oder adoptieren, in der Stellung des Pontifex maximus nachfolgen solle. Dieser Sohn war nun vor kurzem in Rom aufgetaucht, Octavian. Der vereinten Macht Lepidus' und Antonius' vermochte der junge Caesar freilich wenig entgegenzusetzen, und so hatte er die vollzogene Wahl zu akzeptieren.²⁹

Augustus' Vorwurf, dass sich Lepidus des Oberpontifikats „während der Wirren des Bürgerkriegs bemächtigt“ habe, ist also nicht unberechtigt. Allerdings: Lepidus' und Antonius' Vorgehen war wohl nicht illegal, es wurde beim damaligen Zustand des Gemeinwesens nicht einmal als illegitim empfunden, wie Octavians späteres Verhalten deutlich zeigt. Aber selbst wenn, war es nichts gegen die Dreistigkeit, mit der Octavian keine sechzehn Monate später das Konsulat erzwang, mit aufgepflanztem Bajonett und Todesdrohungen gegen die Senatoren.³⁰ Überhaupt beruhte der Erfolg Octavians darauf, dass er die Möglichkeiten, welche das Chaos dieser Jahre bot, unbedenklicher und brutaler nutzte als seine Kollegen. Augustus' Beschwerde über Lepidus' Vorgehen war daher im Grunde scheinheilig, aber sie passte gut zu einem Princeps, der zum Zeitpunkt der Niederschrift seines *Tatenberichts* schon seit Jahrzehnten Regeln, Ordnung und Rechtsstaatlichkeit predigte.

Als Lepidus aus dem großen Spiel ausschied, ließ ihm Octavian sein Leben und selbst sein Oberpriesteramt. Letzteres hätte er sicherlich nicht getan, wäre wesentlicher Einfluss damit verbunden gewesen. Octavian konnte Rom beherrschen, auch ohne Pontifex maximus zu sein. Der Grund, den er selber anführte – Scheu vor der Würde und der Person des Oberpriesters, dessen Amt erst mit seinem Tod vakant wurde –, wird von den übrigen Quellen bestätigt. Das heißt nun nicht, dass Octavian tatsächlich so

29 Cassius Dio, Römische Geschichte XLIV 53,6f.; Velleius Paterculus, Römische Geschichte II 63,1; Livius, Inhaltsangabe zur Römischen Geschichte CXVII. Zur Situation nach den Iden des März Ulrich Gotter: *Der Diktator ist tot! Politik in Rom zwischen den Iden des März und der Begründung des Zweiten Triumvirats* (Historia Einzelschriften 110). Stuttgart 1996, S. 22-29, 34f., 39f.; Richard D. Weigel: *Lepidus. The Tarnished Triumvir*. London u.a. 1992, S. 47-49. Die Historizität des Senatsbeschlusses für Caesar wird gelegentlich bezweifelt, aber ich sehe keinen Grund, die Angabe von Cassius Dio, Römische Geschichte XLIV 5,3 zu verwerfen. Vgl. Lily Ross Taylor: The Election of the *Pontifex maximus* in the Late Republic, in: *Classical Philology* 37 (1942), S. 421-424 (hier: S. 423f.); Kienast [Fn. 3], S. 5 (mit Lit.).

30 Zu diesen Ereignissen des Jahres 43 vgl. Kienast [Fn. 3], S. 35-37; Bleicken [Fn. 2], S. 130-132.

empfundener hätte. Es bedeutet nur, dass er es aussehen ließ, als ob er so empfinden würde. Diese Scheu vor allen religiösen Dingen – *pietas* von den Römern genannt – passte gut zur Restauration vergessener Kulte und zur Wiedererweckung alter Rituale – siehe die Fetialen –, welche Augustus eifrig betrieb. Das Warten auf Lepidus' Tod brachte also mehr Vorteile, als eine Verdrängung oder gar Ermordung des bereits Besiegten in der Öffentlichkeit geschadet hätten. Dass Augustus diese Haltung durch die Verweigerung der von der stadtrömischen Menge angebotenen Würde demonstrieren konnte, passte ihm so gut ins Konzept, dass man geneigt ist, eine Inszenierung zu vermuten. Doch lassen uns die Quellen in diesem Punkt leider im Stich.³¹

So durfte Lepidus in seinem Landhaus, das ihm als Wohnsitz zugewiesen war, friedlich im Bett sterben. Für die fälligen Neuwahlen änderte Augustus den Modus erneut: Nun hatte wieder das Volk zu entscheiden. Augustus' Wahl verlief also in den gleichen Formen wie diejenige seines Adoptivvaters. Nur hatte Caesar sich als Außenseiter durchgesetzt, während Augustus der einzige Kandidat war. Wäre dennoch ein Konkurrent angetreten – von den beiden Möglichkeiten, die Caesar seiner Mutter eröffnet hatte, wäre diesem nur die zweite geblieben. In ihrer Alternativlosigkeit hatte Augustus' Wahl mehr mit derjenigen Lepidus' zu tun als mit der Caesars. Der Schein war freilich ein anderer: Mit dem Verfahren der Bürgerkriegszeit war gebrochen und statt dessen angeknüpft an die jahrhundertealte Tradition der Volkswahl. Augustus erweckte durch den Kontrast den Anschein, als ob seine Wahl eine Wiederkehr der glorreichen Epochen des römischen Gemeinwesens einläute.

Mehr noch: Der Princeps wurde einträchtig gewählt, von einer riesigen Menge, die nicht nur aus Rom, sondern aus der ganzen Halbinsel zusammenkam. Auch wenn der Gewalthaber im nachhinein übertreiben mochte, spricht doch nichts dagegen, dass er im Jahre 12 tatsächlich darum bemüht war, möglichst viele Menschen zur Abgabe ihrer Stimme zu bewegen. Dies bewies nämlich, dass ihn nicht nur eine kleine Clique – Lepidus – oder lediglich ein Teil der Bevölkerung – Caesar – als Pontifex maximus sehen wollte, sondern das gesamte römische Volk. Konsens gerade im politischen Bereich war den Römern seit jeher wichtig gewesen. Seine eindrucksvolle Erneuerung unter Augustus ließ die Streitereien der ausgehenden römischen Republik vergessen. Dass man allerdings schon in den Jahrhunderten vorher, in den vermeintlich goldenen Tagen der Republik, stets unter verschiedenen Kandidaten gewählt hatte, es also eine natürliche Spannung zwischen Konsens- und Wahlprinzip gegeben hatte, daran erinnerte man sich weniger, und Augustus hatte natürlich auch kein Interesse daran, dass man sich

31 Sueton, Augustus 31,1; Appian, Bürgerkriege V 523; 543; Cassius Dio, Römische Geschichte XLIX 15,3; LIV 15,4-8; Seneca, Über die Milde I 10,1. In der Bewertung von Augustus' Abwarten folge ich Ronald Syme: *The Roman Revolution*. Oxford 1939, S. 447.

erinnerte. Die Möglichkeit einer tatsächlichen Wahl wog wenig gegen das Gefühl der Teilnehmer, an der Wiederherstellung einer einträchtigen Bürgergemeinschaft beteiligt zu sein.³²

Ein altehrwürdiger Speerwurfritus, den Octavian zum erstenmal durchführte, ein Romulus, der Stadtgründer, aber nicht König gewesen war, eine Republik, die dem Konsens verhaftet war, in der man aber nie gewählt hatte – die Deutung der Vergangenheit nahm unter Augustus kreative Formen an. Natürlich diente sie in erster Linie dem Eigennutz, aber das tat sie gerade dadurch, indem sie den Gewalthaber in die legitime oder als legitim zu erweisende Ordnung der Gemeinschaft einband. Effekt und Reichweite der einzelnen Maßnahmen waren dabei sicherlich unterschiedlich. Die Kriegserklärung an Kleopatra war dazu gedacht, die Römer für den Moment hinter sich zu bringen. Das gelang, doch eine darüber hinausgehende Wirkung war schon wegen der Einmaligkeit der Prozedur nicht zu erwarten. Beim Augustusnamen kam es dagegen weniger auf den Akt der Übertragung an als auf die permanente Führung der Bezeichnung. Bei jedem Erscheinen, bei jeder schriftlichen Erwähnung, bei jeder gesprächsweisen Erörterung nannten die Römer ihren Herrscher Augustus und verinnerlichten damit dessen Selbstbild als zweiter Stadtgründer. Die Wahl zum Pontifex maximus war dagegen wieder ein punktueller Akt. Während die Römer beim Speerwurf Octavians aber bloß zuguckten, durften sie Augustus selber küren. Ein Teilnehmer identifiziert sich in ganz anderem Maße mit einer politischen Demonstration als ein Zuschauer. Der Eindruck muss im Jahre 12 erheblich tiefer gewesen sein als 20 Jahre zuvor, und nicht zuletzt deshalb ging Augustus im *Tatenbericht* derart ausführlich auf seine Wahl ein.

Um Verschleierung von Macht ging es dabei nie. Im Gegenteil, Augustus stand immer im Mittelpunkt. Überhaupt beeindruckte das Verdecken und Leugnen von Macht am ehesten die senatorische Oberschicht. Bei der Masse des römischen Volkes hätte ein permanentes Versteckspiel sogar die

32 Letztlich ging es also um mehr als um „a plebiscite expressing loyalty to the Princeps and confidence in the government“ (Syme [Fn. 31], S. 469) oder „ein großes Theater [...]“, dessen Themen die politische Freiheit des Volkes und die bei der Wahl zu erwartende breite Zustimmung zu seiner Person waren“ (Bleicken [Fn. 2], S. 625). Vgl. auch Ruth Stepper: *Augustus et sacerdos. Untersuchungen zum römischen Kaiser als Priester* (Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge 9). Stuttgart 2003, S. 112f. Traditionell wählten nur 17 der 35 Tribus den Pontifex maximus, aus sakralen Gründen; sie wurden unmittelbar vor der Wahl ausgelost (Theodor Mommsen: *Römisches Staatsrecht*, Bd. 2. Leipzig ³1887, S. 27f.; Gustav Huber: *Untersuchungen zu Caesars Oberpontifikat*. Diss. Tübingen 1971, S. 39–57). Eine Änderung des Verfahrens scheint unwahrscheinlich, hätte diese doch Augustus' demonstrativen Respekt in religiösen Angelegenheiten konterkariert. Von den vielen Menschen, die nach Rom kamen, hatte also nur knapp jeder zweite die Chance, den Pontifex maximus tatsächlich zu wählen. Wenn Augustus dennoch von der gesamten Menge sprechen konnte, zeigt dies deutlich, daß es weniger auf den formalen Wahlakt in der Volksversammlung ankam als auf die akklamatorische Zustimmung und die Eintracht aller Anwesenden.

Auswirkung haben können, dass man Augustus nicht für voll nahm. Deshalb bedurfte es durchaus regelmäßiger Demonstrationen der Macht, nur dass es nicht diejenige des Augustus allein war, die gefeiert wurde – sondern die des gesamten römischen Volkes. Die Macht des Augustus war untrennbar verbunden mit der Mächtigkeit Roms. Dies ist Augustus' größte Leistung.³³

Seine Maßnahmen, die in den 45 Jahren seiner Alleinherrschaft alle nur denkbaren Bereiche erfassten, werden in den einschlägigen Darstellungen gewöhnlich getrennt beschrieben: Familie, Senat, Ritterschaft, Volk, Kult, Außenpolitik, Militärpolitik, Wirtschaft, Provinzen, Kultur etc. Anders als in solcher systematischen Gliederung lässt sich das überbordende Material auch gar nicht darbieten. Dabei geht dem Leser aber leicht der Blick dafür verloren, dass die Konstruktion des Augusteischen Systems nicht auf den politischen Bereich im engeren Sinne beschränkt war, also lediglich die Kommunikationsbeziehungen zu Senat, Rittern und stadtrömischen Volk betraf. Vielmehr war sie ein Projekt, das fast jegliche Tätigkeit des Princeps betraf und ihn bis an sein Lebensende beschäftigte. Das heißt nun nicht, dass Augustus über einen großen Plan verfügte, den er der römischen Welt eins zu eins überstülpte. Aber in der Restaurierung alter Kulte wie im Erlass strenger Ehegesetze, in der aggressiven Eroberung Germaniens wie in der Förderung römischer Dichtkunst lässt sich ein gemeinsamer Kern fassen: Schaffung eines gemeinsamen Handlungsraumes, Neugründung eines verbindlichen Wertehorizonts, Stärkung der Bürgergemeinschaft.

Augustus hatte Erfolg. Das aber nur, weil er den Mut hatte, auf einen Teil seiner unumschränkten transitiven Macht zu verzichten. Bloße Verschleierung half hier nichts. Solange Augustus nämlich tun konnte, was er wollte, vermochte nichts Neues zu entstehen. Intransitive Macht begrenzt die Willkür eines jeden Akteurs auf der transitiven Ebene, und sei er noch so bedeutend. Das gemeinsame Kommunizieren und Agieren setzt eben voraus, dass nicht nur einer redet und handelt. Nur so können gemeinsame Handlungsorientierungen sichtbar werden, die von Dauer sind und frei von wechselnden situativen Zwängen.³⁴ Noch im Jahre 14 n. Chr. hätte Augustus jederzeit seine Legionen in Rom einmarschieren lassen können. Doch sein politisches Werk, das Vertrauen, das er sich in Jahrzehnten erarbeitet hatte, wäre verloren gewesen, seine Akzeptanz bei den meisten Schichten außerhalb des Militärs gegen Null gesunken. Eine ernsthafte politische Option war ein solcher Putsch von oben also nicht mehr. Augustus hatte sich den Spielregeln zu fügen, die er selber vorgegeben hatte. Nicht alle seine Nachfolger dachten so. Caligula etwa oder Nero hatten den Charakter des Prinzipats nicht recht durchschaut oder glaubten, sich ohne weiteres darüber hinwegsetzen zu können. Sie kündigten den Handlungskonsens einseitig auf.

33 Ähnlich Eder [Fn. 3], S. 87f., 117-119.

34 Vgl. Göhler, Constitution [Fn. 5], S. 49f.

Ihr gewaltsames Ende konnte nicht überraschen, ebensowenig, dass nach diesem Vertrauensbruch das Prinzipat in seinen Ausgangszustand zurückkehrte, nämlich eine reine Militärdespotie, in der sich durchsetzte, wer das Vertrauen der Soldaten besaß.³⁵

Dass es den jeweiligen Nachfolgern – Claudius und Vespasian – recht schnell gelang, das ausgewogene System des Augustus wiederherzustellen, zeigt, auf welcher Akzeptanz es trotz aller Schwächen einzelner Principes inzwischen ruhte. Die intransitive, die gesellschaftliche Einheit wahrende Macht war wieder stärker geworden als diverse transitive Mächte. Augustus' schöpferischer Griff in die Vergangenheit hatte den Weg in eine gangbare Zukunft eröffnet. Keiner seiner Nachfolger hatte es mehr in dem Maße wie er nötig, sein Gewaltpotential zu verschleiern. Die Macht des Alleinherrschers war legitim geworden.

35 Nach Caligulas Tod bestimmten die Praetorianer den neuen Princeps, nach dem Neros in einem reichsweiten Bürgerkrieg die Legionen.